Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO.—VAL. J. PETER, President.
1311 Howard Str. Telephon: TYLER 340. Omaha, Nebraska.

Des Moines, Ia., Branch Office: 407--6th Ave.

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post, per Jahr $5.00; einzelne Nummern 2c. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Entered as second-class matter March 14, 1912, at the postoffice of Omaha, Nebraska, under the act of Congress, March 3, 1879.

Omaha, Neb., Montag, den 19. November 1917.

Adolph Wagner.

Die Depeschen melden das Ableben des Begründers der staatssozialistischen Lehre, Adolf Wagner. Da er ein hohes Alter erreichte, hatte er die Befriedigung, seine ökonomischen Anschauungen in Deutschland als Staatsprinzip aufgenommen zu sehen, wie auch, daß seine Lehre Aufnahme in vielen anderen Ländern fand, sogar in den Ver. Staaten, wenn auch in beschränktem Maße. Die Grundlage der Wagnerschen Lehre besteht in der Hauptsache darin, daß das Wesen des Staates zweiteilig ist. Der Staat hat gewisse Aufgaben zu erfüllen, ebenso das Volk, aber diese beiden Faktoren stehen sich nicht feindlich gegenüber, sondern ergänzen einander. Dem Staate fallen diejenigen Aufgaben zu, die er besser zu erfüllen vermag als das Volk, und dem Volke diejenigen Aufgaben, die es besser zu erfüllen vermag als der Staat. Die staatliche Tätigkeit umfaßt alles, was zum Nutzen der Gesamtheit ist; der privaten Tätigkeit bleibt alles überlassen, was dem einzelnen dient. Daraus ist zu ersehen, daß Wagner sozialistisch in allem war, was die staatliche Tätigkeit betrifft, und in der bürgerlichen Tätigkeit auf dem Boden der bürgerlichen Oekonomie stand.

Diese neue Lehre fand eine kräftige Unterstützung an Bismarck, der sie zuvorderst auf das Verkehrswesen anwandte, indem er Eisenbahnen und Telegraphen verstaatlichte. Das dabei obwaltende Prinzip war, daß der öffentliche Verkehr nicht der privaten Wirtschaft überlassen bleiben dürfe, weil diese lediglich ihre eigenen Interessen berücksichtige und die Bedürfnisse der Gesamtheit völlig unbeachtet lasse. Das Augenmerk der Korporationen, welche öffentliche Betriebe leiten, sind Dividenden, das Augenmerk des Staates ist das Gemeinwohl. Die praktische Anwendung erwies sich im höchsten Maße befriedigend. Preußen wurde mit einem Bahnnetz überspannen, das unter dem privaten Betriebe nicht möglich gewesen wäre, weil Landesteile dem Bahnverkehr eröffnet wurden, der voraussichtlich sich auf längere Zeit unlohnend erwiesen hätte. Das ist eine Erwägung, die stets eine kapitalistische Betätigung ausschließt und den Fortschritt aufhält.

Der Staat konnte solche Aufgabe unternehmen, weil er über Mittel verfügte, die dem Kapitalismus nicht zu Gebote stehen. Indem er in den Besitz aller lohnenden Bahnen gelangte, vermochte er einen Teil des Profits, den sie abwarfen, den unlohnenden Bahnen zuzuwenden. Aber seine größte Kraft schöpfte er aus dem Kredit. Der Staat genießt mehr Kredit als eine Privatgesellschaft, weil er das ganze Vermögen des Staates hinter sich hat. Privatkorporationen sind dem Bankerott ausgesetzt, der Staat bleibt immer solvent, wenigstens der moderne Staat. Demnach ist es dem Staate möglich, Unternehmungen in Angriff zu nehmen, denen das private Kapital fern bleiben.

Das Resultat ist aber, daß im Laufe der Zeit die vom Staate geführten Unternehmungen, die einem solch praktischen Zwecke, wie der Hebung des Verkehrs dienen, von Jahr zu Jahr lohnender werden, und zwar in der Weise, daß durch die Eröffnung von Verkehrswegen Landwirtschaft, Industrie und Handel sich entwickeln und den Eisenbahnen Fracht- und Personenverkehr zuführen, die den Profit beständig erhöhen. Die Theorie von dem besseren Kredit war wissenschaftlich schon vor Wagner anerkannt, aber sein Verdienst ist es, daß er sie zur praktischen Anwendung gebracht hat, indem er den besseren Kredit des Staates, im Gegensatz zum privaten Kredit verwertete. Die daraus erzielten Erfolge machen es nur zu einer Frage der Zeit, bis das Wagnerische System sich die ganze Welt erobert haben wird.

Im weiteren Verlaufe dehnte Wagner seine Lehre auf die städtischen Verwaltungen mit gleichem Erfolge aus, wie das vorauszusehen war, da im Prinzip städtische Verwaltungen dieselben Aufgaben zu erfüllen haben, wie Staatsverwaltungen. Beide sollen das Gesamtwohl fördern, und beide bedürfen hierzu großer Mittel, die vermittelst des Kredits zu erlangen sind, über den auch Städte in größerem Maße verfügen, als private Korporationen. Was unter dem alten System noch nicht in fünfzig Jahren zu erreichen gewesen wäre, wurde unter dem Wagnerischen System in wenigen Jahren durchgesetzt, und dazu trat noch, daß den Städten Einnahmequellen erschlossen wurden, welche das private Kapital niemals hätte erlangen können. In solcher Weise gehört Wagner, so schließt das Cincinnatier Volksblatt seine Würdigung, zu den Männern, die der Welt von großem Nutzen gewesen sind.

Ko-operation der Verkehrswege ist eine Notwendigkeit.

Senator Borah hat eine Rundreise durch die westlichen Staaten gemacht, um sich von dem Stand der Landwirtschaft zu überzeugen, und was er darüber zu sagen hat, lautet nicht sehr ermutigend. Die Farmer leiden unter zwei großen Uebelständen, dem Mangel an Arbeitern und dem noch größeren Mangel an Transportfacilitäten.

Riesige Quantitäten von Früchten und Gemüsen gehen einfach zugrunde, weil keine Tranportfacilitäten zu haben sind, um sie nach den Märkten, wo sie so dringend benötigt werden, zu transportieren, und die Farmer werden, wie Senator Borah sehr richtig bemerkt, im nächsten Jahre nicht mehr pflanzen, als sie für den lokalen Verbrauch benötigen, da sie jedenfalls nicht geneigt sein werden, Produkte zu erzeugen, die sie nicht verwerten können.

Daß die Eisenbahnen den an sie gestellten enormen Anforderungen nicht gerecht zu werden vermögen, ist begreiflich. Die Knappheit an rollendem Material machte sich bei der Ernte eines jeden Jahres auch in normalen Zeiten unliebsam fühlbar und ist durch die jetzigen Verhältnisse, die ungleich größere Ansprüche an die Bahnen stellen, zu einer wahren Kalamität geworden.

Und doch könnte diese Transportmisere wesentlich gemildert, wenn nicht völlig behoben werden, wenn unsere Wasserstraßen, die natürlichen, wie die künstlichen, zu ihrer vollen Kapazität in den Dienst des Landes-Transportwesens gestellt werden könnten und wenn die Bahnen mit den Wasserstraßen ko-operieren würden, statt sie durch Konkurrenz zu erdrücken.

Die Bahnen haben seit Jahren den Plan verfolgt, zwischen Punkten, die an Kanälen oder Flüssen lagen, die Frachtraten so herabzusetzen, daß der Wassertransport nicht damit konkurrieren konnte. Sobald die Konkurrenz ausgeschaltet war, wurden dann wieder die alten Raten berechnet, ein unlauterer Wettbewerb, der für die Rückständigkeit unseres Wassertransportwesens in erster Linie verantwortlich ist.

Die Kanäle unseres Landes, zum Teil vortreffliche Wasserstraßen mit einer nahezu unbegrenzten Transport-Kapazität, sind durch diese Konkurrenz so benachteiligt worden, daß sie ihrer eigentlichen Bestimmung nicht mehr gerecht werden konnten. Statt großer Handelsarterien, die den Massentransport zu bewältigen und in Verbindung mit den Bahnen einen großen Teil des Landes zu erreichen bestimmt waren, wurden sie auf das Niveau lokaler Transportmittel herabgedrängt. Der Verkehr auf dem Erie-Kanal zum Beispiel, einem der größten künstlichen Wasserwege des Landes, beschränkt sich fast gänzlich auf Punkte, die unmittelbar am Kanal liegen. Die Quantitäten, die auf dem Erie-Kanal zu Exportzwecken nach unserem Hafen gelangen, sind unbedeutend im Vergleich zu dem, was per Bahn über diese Route nach hier gelangt.

Die Bahnen haben durch ihren unlauteren Wettbewerb den allergrößten Teil des Geschäftes an sich gerissen, der dem Wassertransport zukommt, und können diesen Verkehr nun nicht mehr bewältigen.

Sowohl die Public Service Kommission von New York, wie die Zwischenstaatliche Handelskommission haben jedoch die Macht, hier Wandel zu schaffen und die Raten für Transporte, die per Bahn in Verbindung mit den Wasserstraßen erfolgen, festzusetzen. Es ist dies auch schon wiederholt versucht worden, doch kam niemals eine Einigung zustande, da die Bahnen für ihren Anteil an einem gemeinschaftlichen Transport so viel verlangten, daß für die Bootlinien fast nichts übrig blieb.

Nun hat die Public Service Kommission wie die Zwischenstaatliche Handelskommission aber auch das Recht, den Anteil, der jedem bei einem solchen Transport zukommt, festzusetzen, und wenn sie bisher noch nicht davon Gebrauch gemacht haben, so ist es die höchste Zeit, daß es geschieht. Sind die Bootlinien erst einmal von dem Druck, den die Bahnen auf sie ausüben, befreit, so wird sich unsere Binnenschiffahrt auch wieder gewaltig heben. Es werden Fahrzeuge in den Dienst gestellt werden, die die Seen wie die Kanäle, ohne umzuladen befahren können, und damit wird unser Transportwesen trotz der großen Entfernungen wieder allen Anforderungen gerecht werden können.

Die Wichtigkeit der Binnenschiffahrt wird in anderen Ländern weit besser gewürdigt, als bei uns. Man denke nur an die ausgedehnten Systeme Frankreichs und Deutschlands und den immensen Verkehr auf denselben, ebenso wie an die großartigen Flußregulierungen. So ist z. B. das weit im Lande liegende Köln ein bedeutender Seehafen, der vor dem Kriege noch direkten Verkehr mit dem Mittelmeere und der Ostsee unterhielt.

Sterblichkeits-Verhältnis der Geschlechter.

Ueber das Verhältnis der Sterblichkeit der beiden Geschlechter hat der Holländer Kroon eingehende Untersuchungen angestellt, über deren Ergebnisse im neuesten Heft der Deutschen Medizinischen Wochenschrift berichtet wird. Danach ist im allgemeinen die Sterblichkeit bei den Männern höher als bei den Frauen; das Verhältnis macht jedoch in den verschiedenen Lebensaltern erhebliche Wandlungen durch. In ersten Lebensjahre ist die Sterblichkeit der Knaben fast um ein Fünftel höher als die der Mädchen. Dieser große Unterschied vermindert sich aber in den nächsten Lebensjahren. Bei den zehnjährigen Kindern ist sogar die Sterblichkeit der Mädchen bereits größer als bei den Knaben, und unter den Vierzehn- und Fünfzehnjährigen sterben ein Fünftel mehr Mädchen als Knaben. In den folgenden Jahren kehrt sich das Verhältnis wieder um, die Knabensterblichkeit nimmt zu und übertrifft schon vom siebzehnten oder achtzehnten Lebensjahre von neuem die der Mädchen, zunächst in steigendem, dann wieder in abnehmendem Maße. Zwischen den fünfundzwanzigsten und siebenundzwanzigsten Lebensjahre ist unter dem Einfluß der Heirat, die Sterblichkeit des weiblichen Geschlechts größer, zwischen dem zweiunddreißigsten und vierunddreißigsten Jahre sogar um ein Fünftel. Bei den Unverheirateten ist das Verhältnis wesentlich anders: auf 100 Frauen zwischen zwanzig und vierundzwanzig Jahren sterben 141 Männer. Die höhere Sterbezahl der Männer sinkt zum hohen Alter allmählich herab. Bei den Verheirateten weisen dagegen die Männer, die zunächst eine viel niedrigere Sterbezahl haben, vom vierzigsten Jahre an eine steigende Zahl auf und übertreffen bald die Frauen. Nach dem sechzigsten Jahre sinkt die Sterbezahl der Männer wieder herab, bleibt aber bis zum Greisenalter die höhere.

OATH OF ALLEGIANCE: "I hereby declare, on oath, that I absolutely and entirely renounce and abjure all allegiance and fidelity to any foreign prince, potentate, state or sovereignty of whom I have heretofore been a subject; and that I will support and defend the Constitution and laws of the United States of America against all enemies, foreign or domestic, and that I will bear true allegiance to the same."

Davis gewinnt in Virginia.

Die Bevölkerung von Virginia scheint schon nach einem Jahre Prohibition vollauf genug zu haben, denn in der letzten Staatswahl wurde Davis, ein Farmer und Demokrat, mit einer Majorität von 30,000 Stimmen zum Gouverneur dieses Staates erwählt. Davis erklärte vor der Wahl, daß er im Prinzip gegen Staatsprohibition sei, daß er aber, wenn erwählt, das Gesetz voll und ganz zur Ausführung bringen werde, daß auch nicht ein Tropfen geistiger Getränke in den Staat gebracht werden könne, bis die Stimmgeber des Staates bei einer Wahl anders entscheiden würden. In Anbetracht nun, daß Davis bei Annahme der Nomination erklärte, daß er naß sei, daß er auf einer sog. Common Sense Platform stehe, und daß er trotzdem mit solch einer großen Majorität zum Gouverneur erwählt wurde, ist es als sicher zu betrachten, daß das Volk von Virginia der Prohibition schon herzlich müde ist und daß bei der nächsten Gelegenheit die Stimmgeber dieses Staates gegen Prohibition stimmen werden.

Aus dem Staate Nebraska

Lokal-Nachrichten aus Fremont, Neb.!

Fremont, Nebr., 19. Nov.

Eine Abteilung des Fort Crook Fliegercorps kam am Donnerstag in 20 Motor Trucks durch Fremont.

Die Herren Hammond und Siebhens haben mit den anderen Congreßleuten, welche jetzt in Frankreich sind, eine Ansprache des Präsidenten der französischen Republik gehört.

Herbert Steel und William Christophersen, welche sich zum Fliegerdienst gemeldet hatten, sind nicht angenommen worden.

Byron Cheney hat sich zum Heeresdienst gemeldet.

Frank Pollock hatte das Unglück, beim Zusammenbinden zweier Automobile seine Hand ziemlich ernsthaft zu verletzen. Das Unglück wurde dadurch angerichtet, daß Jemand die eine Maschine zu früh in Gang setzte.

Der Fremont Womens Club wird wieder eine Krankenwärterin anstellen. Es sind bis jetzt zu diesem Zweck $115 gesammelt worden.

Herr L. D. Richards hat von J. B. Haynes eine spezielle Einladung zu der in Omaha stattfindenden patriotischen Versammlung erhalten.

Der Verein der Christlichen Jungen Männer will nicht, wie berichtet, einen Kriegsfond von $35,000,000 zusammenbringen, sondern hat jetzt sein Ziel auf $50,000,000 gesetzt.

Geo. Morgan hat sich für die Marine einschreiben lassen und wird binnen Kurzem Fremont verlassen.

R. W. Mapes, der Kapitän der Fremont Home Guards, hatte seine und seiner Kompagnie Dienste dem Gouverneur angeboten, wenn sich Unruhen bei den Versammlungen der J. W. W. in Omaha ereignen sollten.

Pastor Krause hat seine hiesige Anstellung aufgegeben, um in der Armee eine solche als Seelsorger zu erlangen.

Die Home Guards werden solchen Personen, die nach 414 Main Str. kommen, papierne Fahnen zum Schmuck ihrer Häuser geben.

Die neue Turbine für die städtischen Wasser- und Lichtwerke ist angekommen. Dieselbe hat die Fähigkeit 750 Kilowatts zu liefern und verdoppelt somit nahezu die bisherige Leistungsfähigkeit. Es wird ungefähr drei Wochen nehmen, die Maschine aufzustellen.

Zwei alte Bürger gestorben.

Columbus, Nebr., 19. Nov.—Gestern vormittag wurde die Leiche von William Loseke, der am Freitag im Columbus Hospital verschied, der Erde übergeben. Der Verstorbene war am 17. März in Oldenburg geboren, und war ein alter Siedler hiesiger Gegend.

Am Nachmittag fand die Beerdigung von Henry Lueschen statt, der in dem Heime seines Sohnes Henry, etwa acht Meilen nordwestlich von Columbus, starb. Der Verstorbene war am 23. März 1843 in Deutschland geboren und kam im Jahre 1860 nach Amerika. Er war ein Veteran des Bürgerkrieges und machte fast den ganzen Feldzug mit. Er wird von fünf Kindern überlebt.

Schule vollständig niedergebrannt.

Gordon, Nebr., 19. Nov. — Am Samstag nachmittag brannte die hiesige öffentliche Schule gänzlich nieder. Der Schaden beläuft sich auf $35,000 und ist teilweise durch Versicherung gedeckt.

Aus Crete.

Am Samstag wurde im Doom College zu Ehren der 71 früheren Studenten der Anstalt, die jetzt im Militärdienste stehen, eine patriotische Versammlung abgehalten. Kongreßabgeordneter Sloan von Geneva hielt die Hauptrede. Später wurde die „Service Flag", die einen Stern für jeden Angehörigen der Anstalt im Militärdienste enthält, unter der Landesflagge gehißt.

Kompagnie B. vom 7. Regiment, die aus Leuten von Crete und Umgegend rekrutiert ist, wurde am letzten Samstag von Major Severson von Omaha und Major Hollingsworth inspiziert. Die Kompagnie besteht jetzt aus 115 Mann und 2 Offizieren.

Brandstifter noch nicht gefunden.

Aurora, 19. Nov.—Sheriff James Howard hat bisher noch keinen Anhaltspunkt dafür finden können, die Person festzustellen, die Bohnen im Werte von $5,000 auf der J. R. Farney Farm in Brand steckte, die M. L. Swartzengruber gehörten. Sie wurden am Sonntag vor acht Tagen verbrannt, doch hat der Eigentümer das erst am vergangenen Mittwoch entdeckt.

Nellie.

Von Roda Roda.

„Die Blondinen," pflegte unser alter Major zu sagen, „teilen sich in zwei Gattungen: die einen sind bösartige Frauen — die anderen wollen bös werden." Was mich aber nicht verhinderte, Fräulein Nellie, eine Blondine vom reinsten Wasserstoffsuperoxyd, innig zu verehren.

Nellies Vater war Stadtrat, Hausbesitzer und gebogener Möbelfabrikant. Wenn er jemals Kredit in Anspruch genommen hätte — aber das fiel ihm gar nicht ein — die Auskunftei würde die Firma Langer als hochprimissima bezeichnet haben.

Ich weiß, auf viele Verehrer von Töchtern wirkt des erwählten Schwiegervaters Bonität stimulierend. An meine Hochgefühle reichte keine Geldaut hinan; oder ihr Wellenschlag betzte kaum mein Unterbewußtsein. Ich hätte Nellie auch geliebt, wenn sie eines Lyrikers Tochter gewesen wäre; nur vielleicht in andrer Weise.

Wie die Dinge nun einmal lagen, pflegte ich gegen sechs Uhr morgens aus süßen Träumen zu erwachen und im Schaukelstuhl, einem Langerschen Fabrikat, zu frühstücken. Von sieben bis zehn mußte ich Rekruten zähmen. Ich tat es rein mechanisch und ließ meinen Geist durch nichts von Nellie ablenken. Um zehn ritt ich die erste Fensterpromenade. Nellie wohnte in der Kapuzinergasse, im ersten Stock. Sie lauerte mit ihrer unwahrscheinlich niedlichen Gießkanne, bis sie die Hufschläge auf dem Pflaster vernahm; dann begoß sie die Blumen. Ich gab, sowie ich in Sicht war, den äußern Sporn, um meine gottesfürchtige Stute zu Ungebärdigkeiten aufzustacheln.

Um halb elf mußte ich wieder in der Kaserne sein. Ich kam um dreiviertel, ohne mich jemals erwischen zu lassen, indem ich hinten die Mistgrube durchwatete. Alles für Nellie.

Dem Kriegsspiel am Nachmittag folgte ich mit halbem Ohr; nur wenn ich ein höheres Kommando, vom Armeekorps aufwärts, innehatte, hörte ich mit einem Ohre hin.

Dann ritt ich zum zweitenmal aus: wieder an Nellie vorbei. Herr Langer schien zu schlafen, denn das Töchterchen lehnte ungeniert im Fenster. Die Tobsucht meiner Stute focht mich nicht im mindesten an — ich grüßte, als säße ich auf einem Sopha. Fräulein Nellie quittierte den Gruß mit roten Tinten und verschwand.

In diese durchaus regelmäßige Lebensweise brachte die erste Veränderung der Ball des Roten Kreuzes. Ein weit und breit gefürchteter Ball mit Blattpflanzen im Flur und einer Patronessenestrade hinten. Gefrorene Exzellenzherren jeder ein Großkreuz an der sechsten Rippe, hielten die Temperatur andauernd unter Null, und die Patronessen lächelten eisig dazu. Wer hinsah, schauerte zusammen.

Nur ich nicht. Mir war es geradezu heiß. Dort saß ja Nellie, die ich nun amtlich kennen lernen sollte, rechts von ihr die Mutter, links die Tante. Eine gefährliche, eine ehrgeizige, eine ledige Tante von dreißig Jahren. Papa Langer als Vorposten inmitten des Saales.

Gewiß eine schwierige Gefechtslage. Aber ich verzweifelte nicht.

„Sag' einmal, Schnellinger, möchtest du dich einer reizenden jungen Dame vorstellen lassen?"

„Der Blondine? Warum nicht?"

Wir schritten auf die Ecke los.

„Oberleutnant Schnellinger ..." sprach ich listig mit einem verbindlichen Ruderschlag des Arms nach der .... Tante hin — und Schnellinger, dem Weltmann, blieb nichts übrig, als die Tante zur Polonäse zu führen. Das Feld für mich war frei.

„Na, wie hat sie dir gefallen?" fragte ich, als die Musik verklungen war.

„Ausgezeichnet."

Ich maß ihn mißtrauisch von der Seite. Sollte er was im Schilde führen? Sollte er mir's anderswo, am Ende gar daheim in der Kaserne, vergelten wollen? Aber Schnellinger strahlte nur von Freundlichkeit, machte auch ferner der guten Tante den Hof, und ich freute mich, einen so famosen Vollelefanten gefunden zu haben.

Ja, ich freute mich. Wenn ich manchmal des Abends schlaflos im Bette lag, da kam mir vor, als hätte ich Schnellingern viel zu danken. Die Dinge standen ja nicht übel: wir hatten bei Langers Besuch gemacht und waren, wenn auch nicht überströmend herzlich, doch überaus höflich aufgenommen worden. Meine Nellie sah ich nicht mehr bloß am Fenster, wenn ich täglich zweimal vorbeiritt — wir kamen auch auf der Eisbahn zusammen, und Schnellinger sorgte dafür, daß der Tante manch ein Händedruck entging. Papa Langer war sichtlich nicht für militärische Zernierungen im engern Familienkreise, aber wenn der rechte Augenblick gekommen ist — einem Handstreich wird auch er nicht widerstehen. Die Chancen standen also nicht ungünstig.

Da geschah etwas Unerwartetes. — Papa Langer hatte schon des öftern mit eigentümlicher Betonung von einem Geschäftsfreunde gesprochen, der nächstens kommen sollte. Eines Tages, als ich vorbeiritt, war Nellies Fenster geschlossen, und als ich immer noch und noch einen Sporn gab, um mich vernehmlich zu machen, erschien oben ein fremder Mann in den Gardinen. — Abends war Ball des Frauenhilfsvereins. Der Fremde saß neben Nellie, spielte mit ihrem Fächer, und Herrn Langers Augen ruhten wohlgefällig auf ihm, der sich hier mit so selbstverständlicher Sicherheit zu benehmen wußte.

Das gefiel mir ganz und gar nicht. Nellie mußte dringend losgeschraubt werden. Aber wie es anstellen, ohne Herrn Langer zu reizen?

Für solch schwierige Augenblicke hat die Natur einen mächtigen Retter geschaffen: den Elefanten.

Die Musik setzte eben ein. Schnellinger verstand meinen flehenden Blick und walzte mit Nellie davon. Ich in der Tante Armen nach.

Nellie hatte mir die zweite, die Herzensquadrille zugesagt. Ich zählte fieberhaft die Minuten.

„Fräulein Nellie, wer ist der Mann?"

„Oh — Sie wissen das nicht? Ich will Sie nachher bekannt machen. Ein sehr netter Mensch, Fabrikant aus Zürich. Er heißt Wörgli und ist ein Vetter von Papa. Eigentlich kein Vetter, sondern Jugendfreund — nämlich: mit seinem Vater hat Papa studiert. Er hat ein Automobil — und denken Sie nur, wie interessant: er hat sich unlängst das Gehirn vollkommen zerschmettert."

„So, so...."

„Das heißt, es war weiter nicht gefährlich; er verstauchte sich dabei nur den Knöchel; aber das Blut spritzte nur so herum, erzählt er. Grausig! Wenn man doch so was mitmachen könnte! Natürlich ohne Unfall. — Aber was sehen Sie mich denn so an, als ob?"....

„Nun? Als ob?"....

„Bitte, stehen bleiben, es ist Herrensolo."

Ich wünschte lebhaft, ein Automobil zu sein und Herrn Wörgli auf der Landstraße zu begegnen.

In der Ballpause erzählte er ein Erlebnis mit Bären im Kanton Tessin. Nellie hing an seinen Lippen. Als er schilderte, wie er mit ausgeschossener Büchse und gebrochenem Fangmesser fast Brust an Brust der Bestie gegenüberstand („Wie ich jetzt Ihnen gegenüberstehe, Fräulein"), da ließ der Fremdling eine Augen blitzen, und Nellie fand es begreiflich, daß der Bär, von diesem Blick verschüchtert, davongeschlichen war.

„Schnellinger, der Mann wird mir unheimlich."

„Du bist ein Kind. Ich finde ihn erheiternd."

„Schnellinger, hilf mir — hilf, ehe es zu spät ist!"

„Das werden wir gleich haben, paß mal auf! — — Sie treiben wohl jeden Sport, Herr Wörgli?"

Der Fremde blickte müde zu Boden, schlug langsam die Lider auf und sagte langsam:

„Jeden.

„Reiten Sie auch?"

„O, gewiß, Herr Wörgli reitet auch," rief Nellie begeistert an seiner Statt.

Der Fremde nickte nur dazu.

„Reiten Sie gern?" fragte Schnellinger wieder.

Wozu die Frage? Wo will Schnellinger hinaus? — — Halt, ein Gedanke! Ich nahm mich zusammen, um möglichst harmlos auszusehen, und sagte:

„Wenn Sie reiten mögen — ich stelle Ihnen gern mein Pferd zur Verfügung."

„Danke, danke vielmals; aber ich habe ja keinen Dreß hier."

„O, Sie müssen reiten, ich möchte Sie so gern zu Pferde sehen," rief Nellie. „Sie müssen bestimmt reiten — morgen schon, nicht wahr?"

— — — — — — — — — — —

Es war eine denkwürdige Szene. Wir standen alle am Fenster bei Langers und warteten: Vater und Mutter, Tochter und Tante Langer, dann Schnellinger und ich. Und warteten und warteten. Aber nichts ließ sich blicken. Nellie in einer Erregung, daß ich vor Zorn die Zähne zusammenbiß.

Plötzlich quiekte sie: „Er kommt — er kommt" — und am Ende der Kapuzinergasse erschien meine brave, meine herzensgute Miete und Wörgli darauf mit nachlässigem Stolz — und ließ sich von der Sonne des Spätwinters bestrahlen.

Er winkte schon von weitem. Er hatte den Hut gelüftet, lachte Nellie zu und ließ seine Augen blitzen.... ganz wie damals im Kanton Tessin.

Je näher er kam, desto siegesbewußter richtete er sich im Sattel auf. Sogar die Tante schien von seinem Anblick zu erwarmen.

„Ein junger Siegfried," sagte die Tante.

Da....

.... da — was war das? Erinnerte sich meine Stute der vielen Fensterpromenaden? Und der Sporen, die sie hier zu bekommen pflegte? Sie stutzte, tänzelte fünf Schritte weiter, stutzte wieder, krümmte ihren Rücken, und urplötzlich — kein menschlich Auge konnte dem geschwinden Vorgang folgen — stak der junge Siegfried mit dem Kopfe in einem zusammengekehrten Dreckhaufen und protestierte mit den Beinen.

Lähmender Schreck in der Familie Langer.

Aber nur eine Sekunde. Dann fuhr Papa Langer auf mich los:

„Ich bitte, das haben Sie absichtlich getan. Ich bitte, Sie haben den jungen Mann in Gefahr gebracht. Ich bitte, das kann ich ganz und gar nicht billigen. Ich bitte, er ist der Sohn meines Bekannten, und ich bin für sein Wohl verantwortlich."

„Aber, Herr Langer, erlauben Sie einmal....?"

„Pardon, Herr Leutnant, ich erlaube es nicht. Ich bitte, sein Vater exportiert Möbel für viele tausend Franken jährlich — und überhaupt, ich bitte, Sie müssen wissen, ich bin sehr dagegen."

„I .... ich .... ich verd .... verstehe Sie einfach nicht, Herr Langer. Ich ka .. kann doch nichts dafür ..."

Und Schnellinger, der Verräter, wiegte langsam den Kopf und sagte:

„Mein Lieber, als Kamerad und Reiter kann ich dich doch nicht von aller Schuld freisprechen. Wenn man ein bösartiges Pferd hat, darf man es niemand anderm anvertrauen."

Papa Langer legte Schnellinger die Hand auf die Schulter. — „Wacker, wacker, Herr Oberleutnant — Sie haben mir aus der Seele gesprochen."

Was blieb mir übrig? Ich wartete eine Anstandspause ab — sie verging sehr schnell mit der Bergung des schiffbrüchigen Fremdlings — dann nahm ich Kape, Abschied, Säbel und ging.

Ging und kam nicht wieder. Nie, nie mehr wieder. Selbst als mich Schnellinger zu seiner Verlobung mit Nellie lud, entschuldigte ich mich mit Kopfschmerzen.

Ein erloschener Studentenbrauch.

Das „Hutschen" gehörte früher zu den häufigen studentischen Gebräuchen. Es war das eine Art des Brüderschaftstrinkens, wobei beide Teile alles, was sie im Augenblicke auf und an dem Leibe hatten, also auch Degen, Uhren, Ringe und Börsen, tauschten. Das Hutschen war ein Hauptmittel, durch das sich alte Studenten immer noch auf der Universität hielten — sie suchten sich nämlich wohlausstaffierte Muttersöhnchen zu Hutschbrüdern aus und boten ihnen Brüderschaft an, die natürlich von den jüngeren nur ausgeschlagen werden konnte, wenn dieses sich der Gefahr aussetzen wollten, von den älteren zum Duell gefordert zu werden.

Gewöhnlich fügte sich der jüngere Student und gab seine schönen Kleidungsstücke, die Wäsche samt Ring, Uhr, Degen und Börse dem älteren Hutschbruder, während er selbst nun die von dem älteren zu diesem Zweck besonders ausgesuchten fadenscheinigen Kleider, die Wäsche und höchstens noch eine völlig leere Börse erhielt und dann noch obendrein ausgelacht und ironisch als ein jetzt erst für das Studentenleben Hoffnung gebender junger Mann belobt ward. Zuweilen wurde auch eine Hutschung bloß im Interesse der Belustigung vorgenommen, wenn ein sehr großer Student einem sehr kleinen das Hutschen anbot, und dann der eine mit Aermeln, die kurz unter dem Ellbogen aufhörten, und der andere mit den am Boden nachschleppenden Rockschößen nach Hause ging.

König Friedrich Wilhelm III. und der Lorbeer.

Nach dem Siege bei Leipzig, erzählt Fouqué in seinen Denkwürdigkeiten, überreichten edle Jungfrauen der Stadt den einrückenden Monarchen Lorbeerzweige. König Friedrich Wilhelm III. steckte den ihm zuteil gewordenen Zweig in die Brusttasche seines Oberrockes und befahl abends beim Auskleiden dem Kammerdiener, das Reis sorgfältig zu bewahren. So kam der Lorbeer zugleich mit dem Könige nach Berlin zurück, und als gleich nach seiner Rückkunft Friedrich Wilhelm sich zu einem Besuche nach Charlottenburg und der Stätte aufmachte, wo die Königin Luise schlummerte, da nahm er den Zweig mit sich, in der Absicht, ihn dem herrlichen, von Rauch geformten Bildwerke der Unsterblichen in den Arm zu legen. Der Schloßgärtner in Charlottenburg aber hatte wohl geahnt, wohin des Königs erster Gang sich richten werde, und das Marmorbild bereits mit einem Lorbeerzweige, wie zur Begrüßung des ruhmreichen Siegers, versehen. Als nun der König, in tiefer Bewegung der feierlichen Stätte sich nahend, den Lorbeer im Arm der Verklärten gewahrte, soll er ausgerufen haben: „Ach, Luise, Du kommst mir doch immer zuvor!"

— Halbtrauer. Junge Witwe: „Morgen will ich mit der Halbtrauer beginnen... Die eine Herzkammer stünde also wieder zur Verfügung..."